

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **72 (1992)**

Heft 6

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Buch

«Meine Horchlappen wachsen und wachsen»

«Gebürtig» – der erste Roman von Robert Schindel¹

Mit Gedichten wird einer vielleicht einmal später berühmt, aber nur selten unter den Zeitgenossen bekannt – und das heisst: gelesen. Bereits drei Bändchen hat der in Wien lebende *Robert Schindel* in der Edition Suhrkamp veröffentlicht: aber der eben erschienene erste Roman des fast Fünfzigjährigen wird, so weit ich sehe, nicht begrüsst als das lange erwartete Prosadebüt eines bekannten Lyrikers; er scheint aus dem Nichts zu kommen – und ist plötzlich und unabweislich da. Und wer die Gedichte jetzt zu Kenntnis nimmt, liest sie als Frühwerk eines erfolgreichen Romanciers; Bezüge zwischen der Lyrik und dem Roman werden sich entdecken lassen; schon zwischen den Titeln besteht eine geheimnisvolle Korrespondenz: «*Ohneland*» heisst ein Gedichtband, «*Gebürtig*» der Roman.

Als hätte der Autor den Erfolg vorausgesehen und listig einberechnet, lässt er den vorgeschobenen, vielmehr raffiniert ins Buch verpackten Erzähler mehrfach die Vermutung äussern, er werde mit den Geschichten, die er da aufzeichnet, literarisch bekannt werden. Eine Fiktion, die sich nun in Wirklichkeit umsetzt – und mit Grund. Es ist ein erstaunliches, ein hinreissendes Buch; man möchte es in einem Zug auslesen, die ganzen 353 Seiten, nie aus dem Erzählgespinnst auftauchen. Und am Ende weiss man, dass man mit diesem Buch nicht fertig wird.

Soll man es wagen, für einmal ein Buch von seinem Ende her vorzustel-

len? Wenn ja, ist es hier, beim Roman von Robert Schindel, möglich, sogar sinnvoll; denn dieses Ende verrät nichts, bricht keine Spannung: es ist ein Epilog, der sich vom Roman abhebt, ja, als ein im Wortsinn atemraubender Prosatext, allein stehen könnte – und der doch, in indirekter Beleuchtung, Thematik und Sprachrhythmus noch einmal und deutlicher sichtbar macht.

Erzählt wird eine real mögliche und doch surreal verrückt wirkende Situation: In einer nachgebildeten KZ-Kulisse werden Aufnahmen für einen amerikanischen Fernseh-Film über Theresienstadt gemacht oder geprobt; als Statisten wirken jüdische Zeitgenossen aus Jugoslawien und Österreich mit, darunter eine Gruppe von Wiener Juden; einer von ihnen, der ungerade Einundvierzigste, ist Harry Demant, eine der Hauptfiguren und der Mit-Erzähler, Mit-Schreiber des Buches. Er beschreibt die Aufnahmen in gespenstischem Gelände und Kostüm so detailliert, als wäre er ein findiger Reporter, und so persönlich, als schriebe er sein Tagebuch. Eine Komödie, wo Lachen nicht am Platz ist, Scherz, der mit dem Entsetzen getrieben wird? Ein Satyrspiel vielleicht, aber eines, dem keine noble Tragödie voranging, sondern der blanke Horror, der das Satyrspiel dunkel einfärbt. Selbstkritisch und mit einer Ironie, die den Zynismus streift, zeichnet der Autor durch seinen Erzähler die Gruppe, diese Schicksals-, wenn auch nicht durchwegs Glaubensgenossen, die nicht etwa, wie

erwartet, als liebevolle Familie agieren, sondern sich zerstritten, lieblos, gleichgültig geben, und ihre Schwächen desto ostentativer zur Schau tragen, als sie ja – man ahnt es und der Autor sagt es – «*das Herz umpanzert haben aus Angst*». Das Spiel mit der Ironie, die abertausend Brechungen, raschen Perspektivewechsel, Annäherungen und Entfernungen, die es ermöglicht – Schindel versteht sich darauf wie kaum ein anderer, und nicht nur im Epilog! Aber es gelingt ihm auch, was selten ist, die Schwächen der Figuren darzustellen, ohne sie der Lächerlichkeit preiszugeben.

*

«*Gebürtig*» ist der Roman eines Nachgeborenen (die Eltern von Robert Schindel wurden nach Auschwitz deportiert, er selber, 1944 geboren, überlebte in Wien), und es ist ein Roman *über* Nachgeborene. Die wichtigsten Figuren gehören fast ausnahmslos einer Generation an, die durch ihre späte Geburt dem Genozid entging: gerettet und doch nicht ausgespart, werden sie, der Titel sagt es, von der Vergangenheit eingeholt durch ihre Geburt und festgehalten durch die Familiengeschichte, die Erzählungen der überlebenden Angehörigen.

Dass in den Worten der «*lebendige Tod*» steckt und weiterwirken kann, das erfährt am stärksten der jüdische Bankbeamte und angehende Schriftsteller Emanuel Katz, dem die Aufgabe zufällt «*seiner Familie todwundes Auffangbekken für deren Melancholie zu sein*». Auch er, scheinbar unversehrt, muss schliesslich um sein Überleben kämpfen, schafft eine gewisse Distanz zu seiner Mutter, ohne sich lösen zu können (der Tod der Mutter in einem Wiener Krankenhaus ist eine der bewegendsten

Passagen des Buches) – und beginnt zu schreiben. Nicht einfach ein Protokoll dessen, was er hörte, während er seiner Familie «*in seiner Freizeit pausenlos die Ohren hinhielt*»; er beschreibt und erfindet die Geschichte der Figur, die dem Buch den Titel gibt: Hermann Gebürtig, ehemaliger KZ-Häftling, in Amerika zum Erfolgsschriftsteller geworden, kehrt gegen den eigenen, wie er meint lebenslangen Entschluss, nach Wien zurück, um vor Gericht gegen einen KZ-Schergen auszusagen. Und erfährt, was er nie erwartete: er fühlt sich seltsam berührt vom Ort seiner Geburt, glaubt sich dort auf eine neue Art aufgenommen, bis seine Illusionen jäh zerrissen werden. Sein Name erhält hier seinen finsternen Sinn: zwischen den verschiedenen «*Gebürtigkeiten*» der Menschen – als Juden, als Österreicher – bricht immer wieder ein Abgrund auf.

Gebürtig und Katz sind nur zwei von vielen Figuren in einem figurenreichen, polyphonen Roman, in dem die Handlungsstränge mit leichter Hand verflochten, Situationen kontrastierend nebeneinandergestellt werden.

Es ist ein handlungsarmes Buch; die Spannung, die einen weiterzieht, ist nicht stofflicher, eher psychologischer oder gedanklicher Art. Es ist, als sei das Entscheidende geschehen in jener finsternen Vergangenheit, die das Buch umkreist, und es bleibe den Nachgeborenen nichts, als das Geschehen immer neu zu bedenken – und zu bereden. Es wird viel, es wird fast unablässig geredet, und nicht nur im Literatencafé; die Umgangssprache, vor allem die jüdisch gefärbte, ist das Lebenselement dieses Buches, der Autor ein Meister des knappen, pointierten ironischen Dialogs, in dessen Ping-Pong auch komplizierte Gedanken nicht verlorengehen. Die Ärztin Christiane Kalteisen beklagt sich

einmal über das viele Reden ihrer jüdischen Freunde. Sie selber sei im Beruf immer dem gegenwärtigen Tod ausgesetzt, während die anderen unablässig die Toten der Vergangenheit beredeten. Und sie hat nicht unrecht; aber auch die anderen haben nicht unrecht. Es wird aber nicht nur geredet, es wird auch unablässig geschrieben: Das schon erwähnte Manuskript von Emanuel Katz geht als ein Buch im Buch durch das Ganze; der deutsche Kulturjournalist Konrad Sachs (nicht die einzige Figur übrigens, die ein Pendant in der Wirklichkeit hat) beschreibt (und erlöst sich damit von den Dämonen, die ihn bedrängen), was es für ihn heisst, der Sohn einer Nazi-Grösse zu sein. Und Paul Hirschfeld – auch er gewiss ein alter ego des Autors und in seiner Haltung ein Nachkomme der Aufklärung – trägt stets die Mappe seiner unveröffentlichten Gedichte mit sich.

Und im Zentrum des Romans – der dennoch nicht einfach ein Literaturbuch ist – horcht, denkt und schreibt eine eigenartige Doppelfigur als fiktiver Erzähler: ein Zwillingpaar, zwei Brüder aus jüdischer Familie, die sich zum Verwechseln gleichen und durch die ihnen zugeteilte Rolle doch unterscheiden. Der eine, Sascha Graffito genannt, schreibt die Geschichte auf, behält die Übersicht über das Vielfältige – und muss deshalb auf das Leben verzichten, das er gleichsam seinem Zwilling-Doppelgänger, dem bereits eingangs erwähnten Danny Demant, delegiert. Hat der eine sich den anderen als Ergänzung erfunden, und welcher war zuerst da? Am Schluss, als Sascha unvermutet selber ins Leben, in eine unglückliche Liebesaffäre gezogen wird, wechseln die beiden sogar die Rolle. Aber eines steht fest: es besteht – einer alten österreichischen Tradition entsprechend – eine

harte Trennung zwischen Kunst und Leben; Schreiben braucht Distanz, eine Übersicht, die nur möglich ist, wenn man sich hält – und setzt doch, als Ergänzung, die Intensität des unmittelbaren Erlebens voraus.

Aber – und hier folgt Schindel keiner Tradition, sondern seiner eigenen Leidenschaft für den mündlichen Duktus der Sprache – Schreiben setzt auch Zuhören voraus. Das Zuhören spielt in diesem Roman eine verblüffende Rolle; man ist versucht zu sagen: am Anfang war das Zuhören, das Schreiben folgt nach, versteht sich von selbst. Zugespitzt gesagt: das Ohr ist ein Instrument des Schriftstellers (erwähnenswert, dass einer, es ist Harry Demant, sich gründlich in das brennendrote Ohrläppchen einer Frau verliebt!). Emanuel Katz ist an seinem Zwang, immer wieder die Familiengeschichte zu hören, fast zugrundegegangen – und für Sascha Graffito, den Haupterzähler des Buches, ist das Zuhören die Voraussetzung des Schreibens. «*Meine Horchlappen wachsen und wachsen*», stellt er, früh im Buch, fest, während er im Literatencafé sitzt und das Gerede der anderen aufnimmt. Seine Horchlappen wachsen in alle Verästelungen hinein und in die Vergangenheit zurück.

Und dies Zuhörenkönnen, die Aufmerksamkeit für andere, eine unsentimentale Teilnahme für viele und gegensätzliche Menschen (man möchte sie eine brüderliche nennen) ist eine Art Lebenselement, färbt Atmosphäre und Tonfall dieses bewegenden Buches, das mehr ist als der Erfolg dieser einen literarischen Saison.

Elsbeth Pulver

¹ Robert Schindel, Gebürtig. Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1992.

Das Produkt hält nicht, was die Werbung verspricht

Zu der Erzählung «Unkenrufe» von Günter Grass ¹

In der Leute Mund waren die *Unkenrufe* von Günter Grass schon lange vor ihrem Erscheinen, und man kann nicht behaupten, der Autor habe nicht höchstselbst kräftig dafür gesorgt, dass seine treuen Leser nichts Geringeres als ein epochales Werk erwarteten. Da war doch zuerst die Abkanzlung der leitenden Damen vom Luchterhand Literaturverlag, die auf des Autors Bedingungen nicht ohne weiteres eingehen wollten. Dann wurde geräuschvoll der Wechsel zum Steidl Verlag in Göttingen inszeniert, ein Haus, das Günter Grass für Spezialitäten aus seiner Werkstatt schon wiederholt zur Verfügung gestanden hat. Sein druckgraphisches Werk ist dort erschienen, später auch das Skizzenbuch. *Unkenrufe*, eine Erzählung, ist durch Zeichnungen des Meisters bereichert; den Umschlag hat Grass ebenfalls gestaltet, eine behäbig kauernde Unke darstellend und vor ihr eine Füllfeder. Im Januar schon gab es ein Übersetzer-treffen, worüber der Steidl Verlag mit Bild und Text informierte. Dass Lizenzen vergeben wurden und das Buch demnächst in über zehn Sprachen gleichzeitig vorliegen werde, sollte seine ausserordentliche Bedeutung beizeiten ins rechte Licht rücken. Leseexemplare wurden erst unmittelbar vor der Vernissage an der Leipziger Buchmesse verschickt, zuvor aber noch eine CD mit der Stimme des Autors, der Kostproben aus seinem neuesten Werk liest. Der Grund all dieser Massnahmen ist – ausser in der Anheizung unserer Erwartung auf ein einzigartiges literarisches Ereignis – darin zu orten, dass Günter Grass die literarische Kritik schlicht für inkompe-

tent hält, seit sie ihn nicht mehr so feiert, wie es einem Mann seines Ranges seiner Meinung nach gebührt. Daraus zieht er die Konsequenz, die Kritiker nach Möglichkeit auszuschalten und den Kontakt mit den Lesern unmittelbar herzustellen. Ob das nicht ein Trugschluss ist? Im vorliegenden Fall scheint mir die Reklame so irreführend, wie es die Kritik gar nicht sein kann. Die freilich hat Grass mit Einwänden und bösen Urteilen nicht verschont: Seit der Danziger Trilogie (mit *Blechtrommel*, *Katz und Maus* und *Hundejahre*) sei aus dem genialen Rebellen ein mürrischer Patriarch, aus dem sprachmächtigen Erfinder saftiger Geschichten ein Praeceptor Germaniae mit oberlehrerhaften Allüren geworden. *Der Butt* und *Die Rätin*, seine dem Umfange nach immer noch grossen Romane, hätten bei weitem nicht mehr die Kraft und den mitreisenden Schwung, mit dem *Die Blechtrommel* Furore gemacht hatte. Und in der Tat: Mehr und mehr hatten wir uns mit einem Schriftsteller abzufinden, den der Ruhm dazu verleitete, seine Ansichten, zumal die politischen, für massgeblich zu halten. Dass er sich einmischte, war zwar sein gutes Recht; aber dass er es vom hohen Ross herab tat, musste verstimmen. Seine Leser hätten von ihm literarische Werke begrüsst, in denen die grossen Probleme unserer Zeit, aber auch die Unsicherheiten, die Zweifel und die Kontroversen um ihre Lösung lebendig zum Ausdruck gekommen wären. Von Grass aber wurde, wer anders dachte als der Meister, mit der Zensur des falschen Bewusstseins abgestraft. Es gab Kritiker, die das feststellten und an-

lässlich der *Rättin* in aller Offenheit bezeugten, dass sie die Wiederkehr des Oskar Matzerath, inzwischen sechzig geworden, für eine unglückliche Idee hielten und die Neigung des Schriftstellers Günter Grass, der ganzen Menschheit am Zeug zu flicken, für seiner Kunst nicht zuträglich.

Denn dass er schreiben kann wie kaum ein anderer, ist seit seinem Debut am Ende der fünfziger Jahre nicht ernstlich in Zweifel gezogen worden. Er formt Sätze und lässt Sprache wie ein grosses Orchester im Tutti erklingen. Zu seinen Stärken zählt der Kraftausdruck, das Unverblüme und Erdverbundene. Leider aber ist sich der Autor seit geraumer Zeit und nun auch in seiner neuen Erzählung selbst im Wege, weil ihm offenbar noch wichtiger scheint, seine Anliegen, seine die Deutschen und die ganze Menschheit betreffenden Warnungen und Mahnungen im Buch unterzubringen. Seine Erzählung soll ein Gleichnis sein, also eine Geschichte mit moralischer Nutzenanwendung. Einerseits hat er sich ausgedacht, ein deutscher Witwer und eine polnische Witwe, er Professor der Kunstgeschichte und ehemaliger Mitschüler des Autors, sie Restauratorin und Vergolderin, lernten sich in Danzig beim Blumenkauf kennen und wenig später auch lieben. Was sie, ausser dem spät noch einmal erblühenden Trieb, auch im Geiste vereint, ist die Idee, man müsse all den Vertriebenen dieses schrecklichen Jahrhunderts eine letzte Ruhestätte in der alten Heimat verschaffen und auf diese Weise die Versöhnung zwischen den Völkern, besonders zwischen Polen und Deutschen, durch die Gründung einer Deutsch-Polnischen Friedhofsgesellschaft fördern. Der Professor wird gleich am Anfang identifiziert als ein ehemaliger Schulkamerad, mit dem der Erzähler seinerzeit

«*Arsch an Arsch*» die Bank gedrückt hat. Die gewissermassen volksnahe und für Günter Grass typische Wendung wirkt etwas verloren und unmotiviert, will der Erzähler doch an dieser Stelle nur mitteilen, was in dem Buch vorgebracht werde, stamme aus Aufzeichnungen, Tonbändern, Videos und Briefen, die der Professor seinem ehemaligen Mitschüler, dem Schriftsteller Günter Grass, mit der Aufforderung zugestellt habe, er möge daraus eine Erzählung formen. Die erfolgreiche Gründung der Friedhofsgesellschaft, Bau und Betrieb des «*Versöhnungsfriedhofs*» und die wachsende Zahl der «*Beerdigungswilligen*» werden umständlich und bis in die Details auch der Finanzierung und der verwendeten Särge ausgebreitet (Verhandlungen mit dem «*VEB Erdmöbel*» in der ehemaligen DDR zerschlagen sich). Der gutgemeinte Plan scheitert in der Verwirklichung aus verschiedenen Gründen. Die Kommerzialisierung, wegen der Grösse des Unternehmens immer wichtiger, aber auch nationalistische Aufwallungen in Polen und deutsche Taktlosigkeiten lassen den Niedergang des Versöhnungswerks zwangsläufig erscheinen.

Aber Günter Grass baut einen zweiten und dritten Themenkreis ein. Schon ganz zu Beginn lernt der Professor zufällig einen Bengalen, den geschäftstüchtigen Mr. Chatterjee, kennen, der eine Marktlücke erspäht hat. Er propagiert für den Verkehr in den durch Privatautos verstopften Grossstädten den Gebrauch der Fahrradrickscha und hat damit erstaunlichen Erfolg. Bald einmal kann er in den verlassenen Werfthallen in Gdansk für den Export produzieren. Seine Modelle verkehren als Taxis nicht nur in Danzig. Mr. Chatterjee besänftigt in seinem asiatischen Optimismus die Bedenken des Professors Reschke über

den «*deutschen Eintopf*» (so bezeichnet der ehemalige Mitschüler des Schriftstellers das wiedervereinigte Deutschland und trifft damit genau die Ausdrucksweise seines Autors in polemischen Zeitungsartikeln). Es werde, sobald einmal die europäische Hackordnung überwunden sei, inskünftig ohnehin eine «*Weltgesellschaft*» geben, die «*Völkerwanderung*» in Richtung auf dieses Ziel habe schon lange begonnen.

Ganz gelingt es ihm allerdings nicht, den verliebten Nörgler an der «*Einheit ... die mir fürchterlich zu werden beginnt*», zu beruhigen. Der redet auch später noch dagegen an, und auch davon ist er nicht abzubringen, dass «*in Deutschland immer Brutalität...*» Mit anderen Worten: Das neuste Werk, das Günter Grass vorlegt, ist nur schon in seinem ersten Kapitel eine cursorische Abhandlung aktueller Weltprobleme und deutscher Gegenwartsfragen, eine als Erzählung getarnte Wiederholung von Ansichten und Meinungen, die Günter Grass in seinen veröffentlichten Reden, Aufsätzen und Gesprächen vertritt. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden, wenn die Erzählung dadurch nicht so aufdringlich lehrhaft, so penetrant moralisch geraten wäre. Die «*freimütigen*» und – in den Tagebucheinträgen des Professors unbeholfenen Angaben über die Liebe der beiden Weltverbesserer im Rentenalter sind dazu kein Gegengewicht; denn sie haben einen beklagenswerten Mangel: sie wirken lieblos, ohne Gefühl für das Allzumenschliche. Und wenn wir gerade dabei sind, will ich auch meinen Eindruck nicht verschweigen, dass von den vielen Figuren, die in der Erzählung vorkommen, angefangen bei Alexander und Alexandra, dem Witwer und der Witwe, bis zu seinen erwachsenen Töchtern und ihren Ehemännern, bis zu Mr.

Chatterjee und zu den Mitgliedern des Vorstandes der Deutsch-Polnischen Friedhofsgesellschaft keine einzige wirklich lebendiges Profil gewinnt. Sie sind Staffage, sie entfalten kein Eigenleben.

Aber auch der Hintergrund, Stadt und Landschaft, in der sich abspielt, «*was Handlung genannt wird*», macht den Eindruck einer Reproduktion. Das Original, das der Künstler in jungen Jahren schuf, ersetzt sie nicht. Günter Grass, in die Jahre gekommen und natürlich noch immer vertraut mit der Stadt seiner Kindheit, nennt die Örtlichkeiten, die Türme und die Gassen von Danzig, die Katharinenkirche und den Turm «*Kiek in de Köck*», der so heisst, weil er täglichen Einblick in die Küche des angrenzenden Kapuzinerklosters gewährt habe. Ortskenntnisse hat er ja, das weiss man nachgerade. Nur wirkt, was er damit anstellt, als schiebe er seine Stadtansichten wie Kulissen herum.

Die Geschichte der Unternehmung, die Alexander und Alexandra gründen, stagniert schon bald. Das Interesse des Lesers schwindet dahin, während Grass mühselig aus den Materialien, die ihm sein Schulkamerad zugespielt hat, über Werbebroschüren («*Den Lebensabend in der Heimat verbringen*») und die durch sie angepriesenen Seniorenheime berichtet oder über den Streit, den der Plan nach sich zieht, für die anreisenden Enkel und Urenkel der auf dem Versöhnungsfriedhof Beigesetzten eine Bungalowsiedlung mit Golfplätzen zu bauen. «*Leise Ironie*» und «*satirische Schärfe*» verspricht der Klappentext. Es ist nicht weither damit, es sind eben Werbesprüche. Der Leser sei gewarnt: ihn erwartet eine pedantisch durchgeführte Abhandlung über ein Projekt, das scheitert.

Die Unken, die im Titel vorkommen, haben damit nicht unmittelbar zu tun.

Dass das studentische Cerevis des Professors Reschke «Unke» lautete, soll wohl das Motiv verstärken. Und die Unkenrufe, die das alternde Liebespaar bei seinen Ausflügen in die kaschubische Landschaft aus den Teichen und Schilfgürteln vernimmt, die glockentonartigen Rufe der Rotbauch- oder Tieflandunke, sagen das Unheil voraus, das den schönen Gedanken trifft. Nicht nur die Versöhnungsfriedhöfe schaffen Unfrieden, auch im Vorstand mehren sich die Differenzen, und schliesslich sehen sich Alexander und Alexandra veranlasst, als Geschäftsführer zu demissionieren und sich den Wunsch zu erfüllen, endlich einmal nach Italien zu fahren. Dort findet ihr Leben bei einem Verkehrsunfall sein Ende. In fremder Erde werden sie bestattet, und der Autor beschliesst seine Erzählung mit dem ausdrücklichen Wunsch, er wolle nicht, dass sie umgebettet würden. Bis wir als Leser an dieses natürliche Ende gelangen, wird unsere Geduld allerdings auf eine harte Probe gestellt. Wenn einmal die Idee und der Plan exponiert, wenn Mr. Chatterjee eingeführt und die grossen Weltprobleme in einverständlichem Wortwechsel abgehandelt sind, wandelt sich die Erzählung zum Sachbuch über das Friedhofs- und Beerdigungswesen, und diese Thematik hat ein anderer Autor, leider nicht mehr unter den Lebenden, mit unendlich viel mehr Esprit und makabrem Humor literarisch gestaltet, als es Günter Grass in den *Unkenrufen* gelingt. Ich meine Hermann Burger, der auch da zu fesseln verstand, wo es um

Friedhofreglemente und Bestattungsrituale ging. Von Ironie, Satire oder Humor kann mit Bezug auf die Erzählung von Grass im Ernst nicht die Rede sein.

Und damit komme ich zurück auf den Anfang, auf den umsichtig geplanten Versuch, die Leser unmittelbar zu erreichen, ihnen angeblich ein eigenes Urteil zu ermöglichen, bevor die Kritiker sich mit dem Buch befassen. Die Werbesprüche, der Klappentext, die aufwendigen Veranstaltungen zur Präsentation der Erzählung *Unkenrufe* sind meiner Meinung nach nicht gerade dazu angehtan, eine eigenständige Stellungnahme zu fördern und den Leser zu ermuntern, seinen eigenen Eindrücken zu vertrauen. Die Kritik dagegen, ob sie nun lobt oder beanstandet, ist in jedem Fall ein Diskussionsbeitrag, persönlich verantwortet und mit Argumenten untermauert. Man kann ihr zustimmen oder eigene Argumente dagegen setzen. Und ich meine, darin gerade bestehe ein literarisches Leben und eine literarische Kultur, die diesen Namen verdienen. Veranstaltungen, wie sie Autor und Verlag mit dem Buch *Unkenrufe* vorgeführt haben, schädigen diese Kultur, und das will mir schlimmer vorkommen als der Umstand, dass Günter Grass eine Erzählung geschrieben hat, die hochgesteckten Erwartungen bei weitem nicht entspricht.

Anton Krättli

¹ Günter Grass, «Unkenrufe», eine Erzählung. Steidl Verlag, Göttingen 1992.

Ein «christlicher Existentialist»

*Zu einer Werkausgabe von Gabriel Marcel*¹

Um *Gabriel Marcel*, einen der eigenständigsten französischen Denker unseres Jahrhunderts, ist es still geworden, selbst wenn sich vor nicht allzulanger Zeit keine Geringeren als *Paul Ricoeur* und *Emmanuel Levinas* mit ihm befassen. Auch im deutschen Sprachraum, wo er einst ziemlich bekannt war und im Jahr 1964 den Friedenspreis erhielt, scheint er heute fast vergessen zu sein. Ja, die spärliche Beachtung in philosophischen Enzyklopädien und Gesamtbetrachtungen lässt vermuten, sein Denken gehöre der Vergangenheit an.

Dieses Verkennen hat verschiedene Gründe. Zunächst hat Marcel nie ein System erarbeitet. Ihm bedeutete Philosophieren ein personaler Akt, ein Unterwegssein und Sich-Herantasten an Wahrheiten, die nicht dialektisch bewiesen werden können. So aber entsteht kein Lehrgebäude, bei dem man ihn fassen und einreihen könnte, und entsprechend hat Marcel auch keine Schule begründet.

Hinzu kommt wohl auch noch die Tatsache, dass eine bedeutende Wirkung und auch ein Teil seiner einstigen Berühmtheit von seiner Person selber ausging, seiner tätigen Menschenliebe, seiner Hilfsbereitschaft, seinem tapferen Eintreten für Völkerversöhnung und Frieden, was ihm eben jenen Preis des deutschen Buchhandels einbrachte; und was auch in den vielen Gedenkblättern anlässlich seines Todes oft an erster Stelle gewürdigt wurde.

Marcel wurde 1889 in einem grossbürgerlichen Pariser Milieu geboren. Nach brillanten Studien an der Sorbonne erwarb er früh seine Agrégation. Nur

wenige Jahre übte er eine Lehrtätigkeit aus, um sich hernach seinen persönlichen Neigungen zu widmen, als Philosoph, Musiker, Dramatiker. Im Jahr 1929 lässt er, der ohne jede Religion aufgewachsen war, sich katholisch taufen.

Dass heute ein wesentlicher Teil seiner Schriften wieder (oder auch erstmals) in Deutschland zugänglich gemacht wurde, ist ein überaus erfreuliches Ereignis, das wir den Romanisten *Peter Grotzer* und *Siegfried Foelz* verdanken. Sie haben die vorhandenen und meist vergriffenen Übersetzungen überprüft und überarbeitet und sich auch um eine Vereinheitlichung bemüht, in welcher die Grundbegriffe des Autors, die in verschiedenen Übersetzungen abweichend wiedergegeben wurden, durchgehend gleichlauten.

Was nun vorliegt sind drei gewichtige Bände, welche Marcells Philosophie gültig repräsentieren. Dazu findet sich auch ein kurzes Vorwort, das Ricoeur für die Ausgabe schrieb und worin er das «*unnachahmliche Vorgehen*» von Marcells Schreiben charakterisiert, ein Schreiben, das auf plötzlichen Durchbrüchen, fragendem Einhalten, unerwarteten Querverbindungen beruht und dem es trotz seiner Spontaneität gelingt, eine wahre Ordnung zu finden.

In einer sehr aufschlussreichen Einführung skizziert Peter Grotzer sodann das Denken Marcells. Überzeugend stellt er dessen Bedeutung für unsere heutige Welt dar, und das ergibt schon eine erste Charakterisierung der Denkweise, der philosophischen Richtung, sowie auch die Ermittlung der zahlrei-

chen Namen, – insbesondere der deutschen Kultur – denen seine Auseinandersetzungen galten.

Kurz wird die Biographie vorgestellt, wobei auch Marcells Tätigkeit im Vermissten-Suchdienst des Roten Kreuzes im Ersten Weltkrieg erwähnt wird. Hier lernte der noch allzustark in Abstraktionen Lebende *«den unendlichen Unterschied der konkreten Person und dem über sie auf Karteikarten Erfassbaren kennen»*.

Das übersteigt bei weitem einen bloss anekdotischen Befund. Denn nicht nur begann hier das Erleben des Du und der Dialog mit diesem allmählich ins Zentrum des Denkens zu rücken; vielmehr ist aus der Erfahrung des Kriegs und der darin zerbrochenen Welt der Existentialismus Marcells und der anderen Philosophen in Deutschland wie in Frankreich hervorgegangen. Der Positivismus und vorab der deutsche Idealismus, die noch Marcells Unistudium beherrschten, vermochten nicht mehr zu genügen angesichts der Weltzerstörung, des am eigenen Leib konkret Erfahrenen und Erlebten:

«Die Erfahrung der zerbrochenen Welt ist die Wurzel oder der Ausgangspunkt all dessen, was ich über das Geheimnis des Seins geschrieben habe. Damit will ich sagen, dass ich zu zeigen versucht habe, wie ein Mensch unserer Tage nur unter der Bedingung, am eigenen Leib diese Erfahrung gemacht zu haben, dem Sein zustreben kann.»

Von hier aber einfach Sartres *«l'existence précède l'essence»* ableiten zu wollen, wäre für Marcel zu einfach. *«Das Problem der Priorität zwischen Essentia und Existenz hat mich schon immer beschäftigt. Im Grunde glaube ich, dass dieses Problem eine blosse Illusion ist»*, schreibt er schon im Jahr 1929.

Zurück zu Grotzers Einführung: Ihr wesentliches Anliegen ist es, den Denkweg mit seinen Hauptstationen zu skizzieren und damit auch die Grundvokabeln des Werks zu erläutern und in den einzelnen Fragekreisen zu orten. So etwa das *«Mysterium des Seins»* als jener Rest, der in allen logischen Gleichungen nicht aufgeht als Grundforderung dieses Denkens, die alle Fragen unterspannt. Wichtig auch der negative Begriff *«Objektbezug»*, der den anderen auf seine blossen Funktionen reduziert und, als Gegensatz dazu, die zentrale Vorstellung der Liebe, durch welche dieser Bezug zum anderen und zur Welt überwunden wird. Grotzer zitiert dazu einen Satz des jungen Marcel, der auch dadurch besticht, dass er der berühmten Tagebuch-Stelle *Max Frischs* zum *«Bildnis»* verblüffend nahekommt. Erwähnt sei schliesslich noch der Gegensatz von Sein und Haben, oder sei es der Weg, der, das Haben überwindend, zum Sein führt: ein Weg, auf dem alle wichtigen Einsichten des Philosophen anzutreffen sind.

Abschliessend stellt Grotzer einige Theaterstücke nach deren Thema und Verlauf vor, von denen keines in die Ausgabe aufgenommen wurde. Dass Marcel das Bedürfnis hatte, Dramen zu schreiben, lässt sich vom Denken her zwar leicht verstehen, stand dieses doch immer im Zeichen des Dialogischen, ja selbst der Gewissheit, das Ich existiere nur dann, wenn es sich selbst als für andere seiend auffasst.

So liebte Marcel es auch, sich als *«philosophe-dramaturge»* vorzustellen; aber selbst wenn er sehr viele einfallsreiche und verschiedenartige Stücke schrieb, lässt es sich nicht übersehen, dass diese stets ein wenig lehrhaft und gleichsam als Illustrationen zu seiner Philosophie wirken. Zwar behauptet der Autor, oft sei ihm eine philosophische Fragestel-

lung überhaupt erst von einem Theaterstück her bewusst geworden: die Kunst des Dialogs und die Tiefe der Gefühle werden trotzdem beeinträchtigt durch die relative Künstlichkeit der Intrige und die Abstraktheit der Ideen.

Jedoch auch wenn wir keinen genuinen Dramatiker vor uns haben, belegt Marcells Theater, in welchem so viele Figuren scheitern, dass hinter dem, was in der Philosophie oft so vertrauensvoll und zuversichtlich aussieht, doch ein Skeptiker steht, der weiss, dass das Leben meist sehr anders verläuft.

Die philosophischen Texte sind so gegliedert, dass sich im mittleren Band das «*Philosophische Tagebuch*» findet, im ersten und zweiten Vorlesungen, Aufsätze, Nachworte zu einzelnen Dramen, Vorträge. Dabei sind die – im dritten Band – zum Teil erstmals auf deutsch vorliegenden Auseinandersetzungen mit Philosophen jener Zeit, unter anderem mit *Heidegger*, Sartre und den Marcel in verschiedener Hinsicht nahestehenden *Martin Buber* und *Karl Jaspers* von besonderem Interesse.

Im ersten Band seien vor allem die Betrachtungen zu Sein und Haben hervorgehoben sowie auch der lange Aufsatz «*Das ontologische Geheimnis*», der als eigentliches Herzstück von Marcells Werk gelten kann. Hier werden die fundamentalsten, alles Rationale übersteigenden Begriffe zwar nicht definiert, vielmehr gleichsam eingekreist, handelt es sich doch um Vorstellungen, von denen sich viel weniger in direkten Worten als im Widerspiel von Affirmation und Negation reden lässt. Denn die Antwort auf die Frage «Wer bin ich?», die Marcells ganze Erkenntnissuche unterspannt, bewahrheitet sich genau als das, was sich jeder Analyse der Erfahrungsgegebenheiten widersetzt; es ist das Gegenteil von dem, was der Autor als

«Problem» bezeichnet, das heisst als eine Schwierigkeit, deren sämtliche Bestandteile von einem denkenden Subjekt entfaltet werden können, ohne dass dieses selber in die Lösung miteinbezogen wird.

Während, wie Marcel sagt, eine grosse Zahl philosophischer Lehren der Gegenwart auf die Frage nach dem Sein verzichtet, stand seine ontologische Fragestellung und die Gewissheit eines «ontologischen Mysteriums» sehr früh schon im Zentrum seines Denkens. Von diesem fundamentalen Begriff her, wie auch von dem der Inkarnation – «*Die Welt existiert für mich... insoweit ich mit ihr Beziehungen unterhalte von der Art jener, die ich mit meinem eigenen Leib unterhalte, d.h. insoweit ich leibgeworden (inkarniert) bin.*» – oder sei es des «recueillement», verstanden als ein Sich-Zurücknehmen aus dem Bezirk aller blossen Funktionen: sie offenbaren deutlich den religiösen Denktyp des Philosophen und machen auch seine «Bekehrung» zum Katholizismus verständlich. Freilich hat Marcel stets die Grenzlinie zwischen Philosophie und Religion genau beachtet, und die Differenz im gegenseitigen Bezug von beiden mitgedacht.

Die eigentliche Kostbarkeit der Ausgabe bedeutet die breitangelegte Auswahl aus Marcells «*Philosophischem Tagebuch*», welche den zweiten Band füllt. Seit 1914 brachte Marcel, zunächst sporadisch, später nicht selten sogar täglich seine Gedanken zu Papier und veröffentlichte sie 1927 als sein erstes philosophisches Werk, im selben Jahr demnach, als Heideggers «*Sein und Zeit*» erschien. Diese Art des Schreibens setzte er fort, und so folgten Notizen mindestens bis in die 40er Jahre.

In diesem Tagebuch findet sich die Summa seines Denkens in seinen An-

satzpunkten festgehalten, ja, es gibt keine spätere Überlegung, die nicht schon hier einen ersten Niederschlag gefunden hätte. So ist es auch nicht erstaunlich, dass Marcel parallel dazu oder auch später die hier vorliegenden Gedankengänge in ausführlichen Texten entfaltet und ausgebaut hat.

Hier lässt sich auch besonders deutlich die ganz spezifische Eigenart von Marcells Denken ermitteln; nicht das Ausbauen eines philosophischen Gebäudes, vielmehr etwas sich ständig Wandelndes, das von Intuitionen ebenso sehr geleitet wird wie von subtilen rationalen Differenzierungen. So mag auch, was gestern als Wahrheit angenommen wurde, heute schon in Frage gestellt oder relativiert werden. Und zu diesem Unterwegssein gehören auch Notate von Einfällen, die irgendein Tagesereignis hervorrief: «*Diese Bemerkungen sind mir durch irgendeine ästhetische Pseudo-Wertung in den Sinn gekommen*», oder «*Habe heute morgen klar die Notwendigkeit erkannt...*», oder «*im Luxemburg-Park ist mir ein Gedanke gekommen...*»

In seiner Spontaneität, in seiner ständigen Bereitschaft zu Korrekturen, seiner Weite und schöpferischen Beweglichkeit eignet diesem Tagebuch etwas Einzigartiges. Mag den Dramen des Autors die elementare kreative Dimension fehlen, so bedeutet doch das Philosophische Tagebuch eine authentische Schöpfung und in seiner Art auch ein Kunstwerk.

Gerda Zeltner

¹ Gabriel Marcel, Werkauswahl, herausgegeben von Peter Grotzer und Siegfried Foelz, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1992, 3 Bände, 981 Seiten.

Karoline von Günderrode

Mehrbändige Werkeditionen deutscher Autorinnen des 19. Jahrhunderts sind nur peripher als typische – in früherer Zeit noch mit Goldschnitt versehene – «Klassikerausgaben» produziert worden, und auch heute ist neben *Annette von Droste-Hülshoff* und *Marie von Ebner-Eschenbach* bisher nur *Bettine von Arnim* als klassische Autorin deutscher Literatur in den gängigen Angebotsverzeichnissen deutscher Klassikerverlage vertreten. Eine Edition des Gesamtwerks Karoline von Günderrodes ist deswegen ein spektakulärer Sonderfall, sowohl aus der Sicht der Autorin, insofern sie keine Klassiker-Autorin ist, als auch aus der Sicht der Überlieferungs-

geschichte deutscher Literatur überhaupt, die wie in der vorliegenden Neuerscheinung mit einer historisch-kritischen Ausgabe auch eine neue Phase der Günderrode-Rezeption und insbesondere -Forschung erlebt.

Karoline von Günderrode ist unter den Frauengestalten der deutschen Romantik eine Autorin, die vermutlich mehr durch das Schicksal ihrer enttäuschten Liebesbeziehungen und ihres Selbstmords am Rheinufer in der Nähe des Brentano-Hauses in Winkel Berühmtheit erlangt hat, als durch ihre unter dem Pseudonym Tian veröffentlichten Textsammlungen «*Gedichte und Phantasien*» aus dem Jahr 1804 und

«*Poetische Fragmente*» von 1805. Das Erscheinungsbild der zwischen melancholischer Entsagungsethik und literarischem Selbstbestätigungsanspruch schwankenden Frau ist das Ergebnis ihrer Zeitgenossenschaft in einer Epoche und in einer Gesellschaft, an der sie im Bannkreis der Heidelberger Romantik als Freundin und Lebenspartnerin der Geschwister *Clemens*, *Bettine* und *Gunda Brentano*, des Juristen *Savigny* und vor allem des Philologen *Friedrich Creuzer* lebendigen Anteil hatte. Der Dokumentation ihres Lebens, das dank seiner neuesten Wiederentdeckung durch *Christa Wolf* Ende der siebziger Jahre heute wiederum allgemein bekannt und gewürdigt worden ist und seitdem das Schicksal einer an ihrer Selbstverwirklichung verhinderten Frau geradezu modellhaft widerspiegelt, steht jetzt die editionsphilologische Präsentation eines literarischen Œuvres gegenüber, dessen Umfang und Gewicht gemessen an der gleichzeitigen Literaturepoche alles andere denn als repräsentativ eingestuft werden kann. Die Günderrode als «Poeta Minor» der Goethezeit und Romantik profitiert jedoch auch unter dieser literaturkritischen Einschränkung ihrer historischen Bedeutung von der derzeitigen Aktualität ihres persönlichen Schicksals nicht zuletzt als Frau.

Der Herausgeber *Walter Morgenthaler* tritt mit seinem Projekt in einer Zeit der Günderrode-Kenntnis an die Öffentlichkeit, in der er diese Kenntnis nicht nur voraussetzen kann, sondern auch mitgestaltend an ihrer Vertiefung teilnimmt, sie beeinflusst. Die Editions-geschichte der Günderrode-Textausgaben ist dabei ein illustratives Kapitel auch seines eigenen Kommentars, der im dritten Band der historisch-kritischen Ausgabe das Kernstück der

editionsphilologischen Leistung darstellt. Er enthält als «Herausgeber-Bericht» einen Überblick über die Geschichte der Texteditionen aus dem Werk Günderrodes, sowie Erklärungen «Zum Aufbau dieser Ausgabe» (S. 18 ff.), «Zur Text- und Variantengestaltung» (S. 23 ff.) und zur «Überlieferung» (S. 40 ff.). Das Schwergewicht der editorischen Arbeit liegt auf der archivalischen Erschließung der Überlieferungslage und einer Dokumentation derselben auch durch – handschriftenkundliche – «Belege zur Entstehungsgeschichte und Datierung» (S. 22). Gemessen an der «Editionsgeschichte» Karoline von Günderrodes ist die vorliegende Neuausgabe in drei Bänden textphilologisch die umfassendste und gründlichste Ausgabe, die es bisher gegeben hat, und sie unterscheidet sich grundsätzlich im Textcorpus von den bisherigen Gesamt- ebenso wie Auswahlausgaben durch die Vollständigkeit des poetischen Œuvres, das sie dokumentiert, sowie umgekehrt durch den Verzicht auf das Briefwerk der Autorin, und sie verzichtet des weiteren auch auf «Sach- und Worterläuterungen» im wissenschaftlichen Kommentar, blendet also bewusst sowohl im Text- wie im Erläuterungsteil die für die gegenwärtige Rezeptionsaktualität der Günderrode richtungweisende lebensgeschichtliche Dimension aus.

Das editorische Schwergewicht seines Interesses legt der Herausgeber auf die Auseinandersetzung nicht mit der Person der Autorin, sondern mit der handschriftlichen Textüberlieferung und auf die archivalische Sichtung und Inventarisierung der erreichbaren Bestände, zu denen auch forschungsgeschichtlich relevante Materialien gehören wie die Günderrode-Aufzeichnungen aus dem Nachlass *Ludwig Geigers*, heute in der

Frankfurter Stadt- und Universitätsbibliothek (S. 42 ff.). Das handschriftenkundlich-archivalische Interesse, das den Kommentar weitgehend erfüllt, bezieht seine Legitimation aus der Beschäftigung mit den erhaltenen Gedichtfassungen und -varianten, deren apparative Wiedergabe im Rahmen der für die historisch-kritische Ausgabe massgeblichen Editionsrichtlinien auch drucktechnisch mit grosser Sorgfalt bewerkstelligt ist. Morgenthalers Edition versteht sich abgesehen von der Bedeutung der Autorin Günderröde als Beitrag praktisch angewandeter Editionstheorie, den der Herausgeber in erklärter Nachfolge der «vorbildhaften Editionen von H. Zeller (C. F. Meyer), D. E. Sattler/W. Groddeck (Hölderlin) und W. Killy/H. Szklénar (Trakl)» konzipiert hat und als teilweise Weiterentwicklung bisheriger «Techniken der genetischen Textdarstellung» auch zur Diskussion stellen möchte (S. 16f.). Mit den Finessen neuer, aus dem vorliegenden Textcorpus erarbeiteten Gestaltungsformen des textkritischen Apparats wird sich die Editionsphilologie im engeren Sinn theoretisch noch zu befassen haben, ehe sie Morgenthalers «Günderröde» in die illustre Reihe der mit *Backmanns* «Grillparzer»-Edition und *Beissners* «Hölderlin» einsetzenden Geschichte der modernen – neuphilologischen – historisch-kritischen Werkausgaben einfügen wird. Die mit zahlreichen Statistiken, Tabellen und Registern versehene Dokumentation des Kommentars enthält nicht nur ein Quellen- und Literaturverzeichnis, sondern auch Angaben zur Werkchronologie, zum Wortgebrauch, Namensverzeichnisse und Dateien aller Art, die zusammen mit dem kritischen Textabdruck die Veröffentlichung insgesamt zu einem unentbehrlichen Instrument der literaturwissen-

schaftlichen Lektüre machen, nicht nur für die engere Günderröde-Forschung.

Ein – nicht ganz willkürlich herausgegriffenes – Beispiel für die intensiv durchgeführte Aufbereitung des zugänglichen Textmaterials ist der quellenkundliche Kommentar zu einem Günderröde zugeschriebenen, von Morgenthaler aber angezweifelt Gedicht «*An Clemens*» (Nr. 82), gemeint ist: Clemens Brentano. Der Text des Gedichts ist – abgesehen von seinem erstmaligen Abdruck in Bettines «Günderröde»-Buch – auch in einer handschriftlichen Fassung – im Archiv der Norddeutschen Provinz SJ – überliefert, von der Morgenthaler zu Recht feststellt, dass sie von der Hand einer von Brentano als «Kopistin» beschäftigten Freundin, *Barbara Sendtner*, stammt, nicht von Günderröde selbst, wie bisher irrtümlich angenommen worden und in weiteren Spekulationen vorausgesetzt worden war. Die irrige Zuschreibung der Handschrift geht auf *Otto Pfülf SJ* zurück, der das angeblich identische Dokument erstmals beschrieb, dabei aber nicht klar werden lässt, ob ihm nicht doch eine Originalhandschrift der Günderröde tatsächlich vorgelegen hat, wenn er einen von ihm veranlassten Neudruck des Gedichts zusammen mit einem Brief von «*Bettina an einen Ungeannten*» folgendermassen erläutert: «*Gleichzeitige Abschrift von fremder Hand, die später im Nachlass des Frl. Emilie Linder gefunden wurde. Bettinas Worte stehen auf der Rückseite des Blattes, welches die Abschrift des Gedichtes trägt, ein Autograph der Günderröde (Sperrung durch den Rez.). Unterhalb des Datums, der Unterschrift gegenüber, hatte Bettina (loco sigilli) eine ihrer schwarzen Locken befestigt.*» Morgenthaler vermutet mit gutem und aus dem Umkreis der Bettine-Forschung auch

bekanntem Quellenmaterial *Moritz Carrière* als Empfänger des Briefs und Gedichts, wenn überhaupt natürlich im Original, die «gleichzeitige Abschrift» dagegen dürfte trotz Morgenthalers Bedenken entweder direkt durch Bettine oder indirekt in den Besitz von *J. N. Ringseis* und von ihm in den von Pfülf hinterlassenen, heute im Archiv der Norddeutschen Provinz SJ befindlichen Bestand der «Ringseis-Archivalien» (Abt. 47, Nr. 103A) gelangt sein. Sollte Pfülf Original und Abschrift beide zur Verfügung gehabt haben, als er das Gedicht zusammen mit dem Begleitbrief 1903 in den «Stimmen aus Maria-Laach» (Bd. 65, S. 80f.) veröffentlichte und kommentierte, wird Morgenthalers Erläuterung zu diesem Erstdruck unsicher, wenn er dazu bemerkt: «*Normalisierte Orthographie und Interpunktion. Gliederung in vierzeilige Strophen*» (S. 279). Nicht einmal für den Fall, dass Pfülf tatsächlich, wie Morgenthaler vermutet, die Abschrift Sendtners als Druckvorlage verwendet hat, kann von einer durchgehenden Normalisierung der Orthographie gesprochen werden, und die Vierzeiligkeit der Strophen lässt ebensogut den Schluss zu, dass der Abdruck sich auf eine möglicherweise originale Fassung stützt, die die gleiche Aufteilung in Strophen tatsächlich aufgewiesen hat. Auf jeden Fall ist in der erhalten gebliebenen, abschriftlichen Fassung des Gedichts auch der Text des Begleitbriefs von der Hand Barbara Sendtners und nicht Bettines, und die entsprechende Bemerkung Morgenthalers «*Nachtrag von dritter Hand*» (S. 280) zu korrigieren. Die Aussage dieser Bemerkung, dass die Abschrift im Besitz Emilie Linders gewesen sei, verweist auf eine Provenienz, die im Bestand des Nachlasses von *Johann Baptist Diel* – ebenfalls im Archiv der Nord-

deutschen Provinz SJ – bekanntlich sogar Originalhandschriften Clemens Brentanos aus dem Besitz Emilie Linders belegen.

Die quellenkundliche Durchdringung der Überlieferungsgeschichte veranschaulicht im Falle des Gedichts «*An Clemens*» Möglichkeiten und Grenzen literarhistorischer Rekonstruktionsversuche im Sinne einer editorischen Klärstellung. Die zweifelhafte Verfasserschaft der Günderrode wird dadurch nicht mehr oder weniger einleuchtend geklärt. Trotzdem bietet die Erörterung selbst spekulativer Hypothesen reizvolle Einblicke in sowohl personen- als auch dichtungsgeschichtliche Zusammenhänge, und dazu würde auch die von Morgenthaler angedeutete Parallele zwischen dem Gedicht «*An Clemens*» und Brentanos Gedicht «*Der Jäger an den Hirten*» als weitere Anregungen wirken können, mit dessen Vorläuferschaft sich neuerdings auch *Heinz Härtl* befasst hat (Bettina von Arnim. Werke. Bd. 2: Die Günderrode. Clemens Brentanos Frühlingskranz. Berlin 1989, S. 845). Morgenthalers Editionsgrundsätze lassen ihn den Vergleich mit Brentanos Gedicht jedoch über die Frage der «*Datierung*» hinaus nicht weiter verfolgen. Der Kommentar verzichtet grundsätzlich auf Einzelstellenerläuterungen, die literarische Parallelen notieren, nicht nur im Zusammenhang mit Werken anderer Autoren, sondern auch innerhalb des Gesamtwerks der Günderrode. Die Tatsache, dass der Herausgeber im Textteil auch auf das Briefwerk der Dichterin verzichtet hat, macht sich deswegen auch nicht unmittelbar als Lücke bemerkbar. In einer Zeit literaturwissenschaftlichen Selbstverständnisses, das der Literatur von Frauen den ihr bisher verweigerten Anteil innerhalb der Literaturgeschichte durchaus einzu-

räumen bestrebt ist und zu diesem Zweck vermehrt weibliche Schreibweisen wie gerade in der Briefliteratur an der Wende um 1800 zu würdigen versucht, ist aber der Verzicht auf eine Aufnahme der Briefe im Rahmen der zum Abschluss gekommenen historisch-kritischen Ausgabe «Sämtlicher Werke» besonders beklagenswert, besonders auch, weil eine soeben erschienene, ihrem Konzept nach zwar repräsentative Auswahlgabe der Günderröde-Briefe erklärermassen keinen «Anspruch

einer historisch-kritischen Ausgabe» erheben wollte («*Ich sende Dir ein zärtliches Pfand*») Die Briefe der Karoline von Günderröde. Hrsg. und mit einer Einleitung versehen von Birgit Weissenborn. Frankfurt am Main und Leipzig 1992, S. 369).

Konrad Feilchenfeldt

Sämtliche Werke und Ausgewählte Studien. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Walter Morgenthaler. 3 Bände. Basel, Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern 1990–1991.

Geschichte – jene Wechselwirkung von oben

Der Zürcher Historiker *Peter Stadler* hat neben seinen wichtigen Monographien «*Geschichtsschreibung und historisches Denken in Frankreich*» (1958), «*Karl Marx*» (1966), «*Der Kulturkampf in der Schweiz*» (1984) und «*Pestalozzi*» (1988) zahlreiche Aufsätze zur europäischen Geschichte publiziert, hauptsächlich in der «*Neuen Zürcher Zeitung*». Aufsätze sind oft Vorstufen zu grösseren Werken, manchmal auch Nebenprodukte, deren Wert vor allem der interessierte Laie schätzt. Was in Forschung und Lehre «nebenbei gefunden und formuliert wird» und als «Versuch» gilt, hat oft eine wichtige Funktion. Die Herausgabe von Sammelbänden, welche solche Versuche dem Leser wieder zugänglich macht, befriedigt daher nicht einfach den Sammlertrieb und die biographischen Dokumentationswünsche der Autoren, sondern dient gerade jener Leserschaft, die sich mit Entdeckerfreude einer vielfältigen Lektüre widmet, ohne jene Fachkenntnisse mitzubrin-

gen, welche auch grössere Wälzer geniessbar macht.

Der hier besprochene Sammelband¹ vereinigt 40 Aufsätze, die Peter Stadler in den letzten 30 Jahren publiziert hat. Im Vorwort, das eine bemerkenswerte «*kleine Geschichtstheorie*» skizziert, wird auch der Buchtitel erklärt. «*Geschichte somit als ständige Wechselwirkung von Mächten, Mächtigen und Ideologien? Und die Armut? Bildet sie nicht eine stille, doch permanente, über- wie unterhistorische Dominante alles Geschehens, weit wichtiger als jene Wechselwirkung von oben, die Geschichte heisst?*» (S. 8).

Stadler bezweifelt die massgebliche Bedeutung der «Geschichte von unten», und er tut dies nicht triumphierend, sondern angesichts der Tatsachen resignierend. Auch in diesem Zusammenhang darf das, was wahr ist, nicht mit dem Wünschenswerten verwechselt werden. Selbst heute nimmt der geschichtlich Interessierte «*im Grunde lieber Anteil an*

den Mächtigen als an den Armen», denn das Publikum setzt sich aus Menschen zusammen, die grossenteils «selber so ganz und gar nicht mächtig sind» (S. 9). Die wissenschaftliche Erkenntnis wird sich nie ganz vom Interesse lösen, und auch Historiker können ihre «Einschaltquoten» nicht völlig ignorieren, genau so wenig wie Zeitschriften ihre Abonnentenzahl ...

Mit seinen «Reminiszenzen zum Geschichtsstudium um die Jahrhundertmitte» will der Autor nicht das Interesse auf seine eigene Person lenken, im Gegenteil – er stellt sich damit selber in einen zeitgeschichtlichen und soziologischen Zusammenhang, wird selbst zur Quelle und schafft Voraussetzungen, um seine Texte gegenwartsbezogen und auch psychologisch und soziologisch zu deuten, einzuordnen und zu relativieren.

Fast die Hälfte des Sammelbandes befasst sich mit «Variationen zum Thema Schweiz, Zürich und Europa». Dabei geht es nicht darum, «einen geschichtlichen Sonderfall Schweiz herauszuheben», sondern «bestimmte Abweichungen von den Verlaufsformen im Reiche sichtbar (zu) machen, ebenso Impulse, die auf Deutschland weitergewirkt haben» (S. 51). Diese vorsichtige Ausdrucksweise prägt sämtliche Beiträge. Mythen werden sorgfältig und kritisch analysiert – auch der Mythos von der Mythenzertrümmerung. Wer sich vom aktuellen Stichwort «Alleingang» herausfordern lässt, findet zahlreiche Belege dafür, aber auch die intensive Vernetzung mit dem jeweiligen Umfeld wird nicht heruntergespielt.

Besonders aktuell ist der Beitrag über das «Geschichtsbild» der Schweiz von Österreich. Am Beispiel der Aussenpolitik wird gezeigt, «dass Kleinstaat nicht einfach gleich Kleinstaat ist, dass jeder Staat auch von seiner Vergangenheit be-

stimmt ist». Gerade in der Diskussion um die Beibehaltung oder Aufgabe der schweizerischen Neutralität vermisst man heute gelegentlich das Denken in jenen historischen Zusammenhängen, auf die Stadler in vielfältigster Weise immer wieder aufmerksam macht.

Einen weiteren Schwerpunkt des Sammelbandes bilden historische Porträts aus Frankreich, unter anderen von *Mazarin*, *Benjamin Constant*, *Michelet* und *Adolphe Thiers* – eher feine Zeichnungen als Ölgemälde, Zeichnungen, die auch geprägt sind von den Vorlieben des Porträtisten. Benjamin Constant wird übrigens mit seinem «deutschen Kopf und französischen Herz» zutreffend nicht als «grosser Schweizer» gewürdigt, sondern im Rahmen des Kapitels «Schwerpunkt Frankreich». Sein vergeblicher Versuch, «Napoleon zu liberalisieren» (S. 224), könnte angesichts populistischer Staatsschefs auch heute durchaus aktuell werden. Im Beitrag über «Karl Marx und die Geschichte» finden wir jene subtile Mischung von Anerkennung und Kritik, die auch Stadlers grosse Marx-Monographie kennzeichnet und auszeichnet. Mit guten Gründen wird der Einfluss von Marx auf die Geschichtsschreibung mit dem Einfluss von *Max Weber* verglichen – und letzterem – vor allem für die Bundesrepublik – Priorität eingeräumt. Marx hatte im Gegensatz zu Weber kein Sensorium für den Staat, und auch das Verständnis für die Religion ging ihm letztlich ab. So blieb er denn für zwei der drei geschichtsbestimmenden «Potenzen» (im Sinne *Jacob Burckhardts*) nahezu blind, was historisch und politisch einschneidende Folgen hatte.

Die Kontroverse um die deutsche Frage hat die schweizerische Geschichtsschreibung nach 1945 geprägt. Das Verhältnis zum grossen und wirtschaftlich expansiven nördlichen Nach-

barn ist auch heute nicht frei von Spannungen. Die Mischung von Bewunderung, Neid und Kritik, von Vertrauen und Angst, von Zuneigung und Ablehnung ist im Zusammenhang mit der europäischen Integration mehr unterschwellig als manifest wirksam. Stadler verweist mit Nachdruck auf *Werner Näf*, den in Bern wirkenden St. Galler Historiker, dessen Studie *«Die Eidgenossenschaft und das Reich»* (*«Schweizer Rundschau»*, Oktober 1940) trotz seiner Zeitgebundenheit höchst lesenswert ist.

Eine gehaltvolle Miniatur befasst sich mit dem Verhältnis von Erzählung und Geschichtsschreibung im letzten Jahrhundert und entwickelt auf knapp drei Seiten eine allgemeinverständliche und einleuchtende Theorie dazu. Die einzige Rezension im Sammelband befasst sich mit der siebenbändigen Jacob-Burckhardt-Biographie von *Werner Kaegi*. In Anknüpfung an Burckhardt wäre denn auch auf die im Vorwort von Stadler erwähnten Zusammenhänge von *«Ökonomiekrise»* und dem *«Primat des Ökonomischen»* kritisch einzugehen. Die Ökonomie ist nicht die Folge eines *«Zuviel»* an Ökonomie und auch nicht das Resultat ihres Primats. Der Haushalt des Menschen kann mit dem Haushalt der Natur nur dann nachhaltig zusammenwirken,

wenn die Wirtschaft, d. h. Produktion, Handel und Konsum, Bestandteile der Kultur sind – eine der drei geschichtsbildenden *«Potenzen»* neben *«Staat»* und *«Kirche»*. *«Cultura»* im umfassenden Sinn von *«Pflege»* steckt auch im Begriff *«Agri-Kultur»* und verweist auf die Bedeutung der Nachhaltigkeit. Ein Primat der Ökonomie als eigentliche Grundlage jedes Haushaltens braucht also keineswegs in die *«Zerstörung unserer Lebensverhältnisse»* (S. 10) umzuschlagen, im Gegenteil, eine intelligente, langfristig ausgerichtete Ökonomie ist das hoffnungsträchtigste Überlebensprinzip.

Der zum Weiterlesen und Weiterdenken anregende und wertvolle Sammelband dokumentiert eindrücklich, welchen wichtigen Beitrag zum kulturellen Leben jene Zeitungen und Zeitschriften wahrnehmen, welche Raum bieten für anspruchsvollere wissenschaftliche Beiträge, die sich auch an allgemein interessierte Nicht-Spezialisten wenden. Bücher und Aufsätze von Spezialisten für Spezialisten gibt es mehr als genug ...

Robert Nef

¹ Peter Stadler: *Zwischen Mächten, Mächtigen und Ideologien, Aufsätze zur europäischen Geschichte*, Zürich 1990, Verlag *«Neue Zürcher Zeitung»*.

Chinesische Fakten, westliche Optik

Von den Schwierigkeiten der Chinawahrnehmung

«Von allen Völkern in der Welt sind wir Chinesen das grösste. Unsere Zivilisation und unsere Kultur bestehen seit mehr als viertausend Jahren. Eigentlich sollten wir mit den europäischen und amerikanischen Ländern auf gleicher

Stufe stehen; da wir aber nur das Bewusstsein für Familie und Sippe, nicht aber für den Staat haben, sind wir doch nur... wirklich nichts weiter als ein Haufen losen Sandes... unser Vaterland ist ein Kuchen, aus dem sich die anderen nach

Belieben die besten Stücke herausschneiden... Wessen Kolonie ist China eigentlich? Es ist die Kolonie aller Mächte, die mit uns Verträge geschlossen haben. Alle diese Länder sind die Herren Chinas. Wir sind nicht die Kolonie eines Landes, sondern die aller Länder. Wir sind nicht nur die Sklaven eines Volkes, sondern die aller Völker.»

Dies sagte Sun Yatsen (1866–1925) Anfang der zwanziger Jahre, nachdem er 1911 das jahrtausendealte chinesische Kaisertum gestürzt und – erfolglos – versucht hatte, in China eine bürgerliche Republik zu etablieren. So war «das chinesische Ziel seit Anfang dieses Jahrhunderts die Findung einer eigenen, neuen Identität sowie die Modernisierung der Nation, ohne in erneute Abhängigkeit von äusseren Mächten zu geraten». Dies ist die sicher richtige Gesamteinschätzung der chinesischen Politik der letzten 90 Jahre durch Thomas Heberer und Rüdiger Weigelin in dem von ihnen herausgegebenen Buch¹. (S.11) Die bürgerliche Revolution von 1911 hatte an dem durch den Opiumkrieg (1840–42) ausgelösten Absturz Chinas ins internationale Abseits nichts geändert. Die Bestimmungen des «Versailler Vertrages» von 1919 mit der Überschreibung der ehemals deutschen Konzessionen in China an Japan verdeutlichten erneut, wie weit an die Peripherie des internationalen Geschehens China gerückt war. So prägte «der Kampf gegen die Versklavung, gegen die Kolonialisierung, für die Wiederherstellung der nationalen Souveränität ganz wesentlich die innenpolitischen Auseinandersetzungen in China in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts». (Rüdiger Weigelin) Die schmerzliche Phase der Fremdbestimmung chinesischer Politik dauerte bis zur Gründung der Volksrepublik China 1949. Es triumphtierte der relativ eigenständige, den

chinesischen Traditionen eng verbundene Kurs der Kommunistischen Partei Chinas, die in Anknüpfung an die traditionellen Vorstellungen vom «Reich der Mitte» für ein wirklich unabhängiges China votierte. Das Gefüge nicht nur, wie Rüdiger Weigelin meint, der chinesischen Aussenpolitik, sondern der gesamten chinesischen Politik wurde nach 1949 von den Erfahrungen der über 100 Jahre nationaler Abhängigkeiten entscheidend geprägt.

In ihrem Buch möchten die Herausgeber «die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme, vor denen China heute steht, verdeutlichen, analysieren und Perspektiven für eine künftige Entwicklung benennen». Diesem Ziel dienen zehn durch zahlreiche Graphiken und Statistiken illustrierte Kapitel von drei Autoren über Themen wie die chinesische Privatwirtschaft, die Agrarentwicklung, Bevölkerung und Beschäftigung, Arbeitsleben, das Bildungswesen und die Aussenpolitik. Sicher haben die Herausgeber mit ihrer Bemerkung recht, dass «die traditionelle Kultur im heutigen Leben Chinas eine weitaus wichtigere Rolle als im Westen spielt». Aus diesem Grunde wäre das von Thomas Heberer verfasste Kapitel «‹Konfuzianische› Tradition und ‹chinesische Ethik› – Wirkung auf die Gegenwart» besser an die erste statt an die zweitletzte Stelle plaziert worden. Denn in den verschiedenen Beiträgen wird immer wieder auf die Tradition verwiesen. Zudem enthält das historische Kapitel Hinweise wie «Während bei uns die über 60jährigen allmählich in den Ruhestand treten, ist dies in China oft erst der Beginn einer Karriere» (S.231), die andernorts auftauchenden Bemerkungen wie etwa über die «kleine Gruppe von über 80jährigen Altkadern» (S. 55) etwas relativieren. Nicht genügend herausgestrichen

hat Thomas Heberer das jahrtausendealte chinesische Phänomen der «*Personeherrschaft*», deren Wesensgehalt der folgende Satz aus der klassischen konfuzianischen Schrift über die Mitte (Zhongyong) wiedergibt: «*Solange der Mann lebt, wird seine Politik ausgeführt; stirbt er, dann endet auch seine Politik*». Nicht Institutionen und Gesetze, sondern Personen sind also ausschlaggebend. Diese Tradition illustriert eine im September 1991 auf der ersten Seite der «*Renmin Ribao*» (Volkszeitung), des offiziellen Organs des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Chinas, prangende Schlagzeile: «*Ministerpräsident Li Peng gewährt einem Hongkonger Fernsehreporter ein Interview: Gleichgültig, was in der Sowjetunion geschieht und ohne Rücksicht auf die rasche Veränderung der internationalen Lage wird China weiterhin unerschütterlich... an der vom Genossen Deng Xiaoping in die Wege geleiteten Politik der Reform und Öffnung festhalten.*» Besagte Politik wurde schon längst in der chinesischen Verfassung verankert. Bezeichnenderweise beruft sich aber *Li Peng* nicht auf die Verfassung vom 4. Dezember 1982, sondern auf eine Person, nämlich auf Deng Xiaoping!

In recht ausgewogener Weise weiss das Buch über das Jahrzehnt von 1979 bis 1989 Positives wie Negatives zu berichten. So «*haben die Reformen zu einem rapiden Wirtschaftswachstum geführt*». (S. 68) Der Bruttoproduktionswert von Industrie und Landwirtschaft nahm zwischen 1981 und 1988 um durchschnittlich 10 Prozent jährlich zu, wachstumsmässig ein «*internationaler Spitzenwert*». (Die Frage nach der Verlässlichkeit chinesischer statistischer Angaben wird in dem Buch leider nicht untersucht). Im Jahre 1984 erzielte China «*die höchste Getreideernte seiner Landwirt-*

schaftsgeschichte» (S. 63). Dabei ist zu bedenken, dass China gemessen an der Bevölkerungszahl mit 0,09 Hektar pro Kopf nur über ein Achtel der Anbaufläche der USA, ein Siebtel derjenigen der UdSSR, zwei Drittel derjenigen von Indien und zwei Siebtel der Fläche im Weltdurchschnitt verfügt, weshalb es den Verfassern als eine «*gewaltige Leistung*» (S. 123) erscheint, mit einer derart geringen Nutzfläche mehr als ein Fünftel der Weltbevölkerung zu ernähren. China befindet sich derzeit auf dem Weg von einem Land mit niedrigem zu einem solchen mit mittlerem Einkommen (S. 69). Seit 1980 hat es «*die niedrigste Bevölkerungswachstumsrate aller Entwicklungsländer aufzuweisen*» (S. 144). Die Verfasser bewerten die Geburtenplanungspolitik der achtziger Jahre als «*eine grosse Leistung*».

Zu den negativen Erscheinungen gehört zum Beispiel die offenbar nicht verifizierte Meldung, wonach 1986 etwa 100 Millionen Bauern weniger als die Hälfte des bäuerlichen Durchschnittseinkommens verdienen und die Mindestversorgung von etwa 60 bis 70 Millionen Bauern nicht gesichert war. Diese Bauern waren also auf staatliche Hilfeleistungen angewiesen. Zwischen 1966 und 1976 hatten diesem Personenkreis allerdings rund 200 Millionen angehört. Die wirtschaftliche Lage von 35 Prozent der städtischen Bevölkerung verschlechterte sich (S. 88). Dazu traten Preiserhöhungen, eine inflationäre Entwicklung, korrupte Praktiken und die Unfähigkeit vieler Funktionäre. Partei- und Staatsfunktionäre, aber auch Studenten und Intellektuelle profitierten vom Wirtschaftsaufschwung kaum. (S. 77, 88). In Industrie und Landwirtschaft ist die Arbeitsproduktivität nicht gestiegen, und die Anlageinvestitionen je Beschäftigten betragen nahezu das Vierfa-

che dessen in Ländern mit ähnlichem Entwicklungsstandard. (S. 69) Experten schätzten die Zahl der überschüssigen Arbeitskräfte auf dem Land Mitte der achtziger Jahre bereits auf etwa 150 Millionen Personen (S. 157).

Der Titel des Buches heisst «*Xiandaihua*», was auf deutsch «*Modernisierung*» bedeutet, ein Stichwort, das auch im Untertitel auftaucht. Doch der zentrale Begriff, um den sich das Buch dreht, lautet «*Reform*» und nicht «*Modernisierung*». Erst ganz am Schluss des Kapitels über «*Das Dilemma der Wirtschaftsreformen*» teilt dessen Verfasser Thomas Heberer eher beiläufig mit:

«*Hinter den Reformen stand und steht weiterhin ein ehrgeiziges Wirtschaftsziel: Bis Mitte des nächsten Jahrhunderts möchte China die entwickelten Länder ökonomisch einholen... Als Interimsziel strebt die VR China bis zum Jahr 2000 eine Vervierfachung des Bruttoproduktionswertes und eine Erhöhung des jährlichen Pro-Kopf-Einkommens von 300 auf 800 US-Dollar an, ein Zuwachs von durchschnittlich 5 Prozent im Jahr*» (S. 90).

Dies ist die konkrete Umschreibung des seit Anfang der achtziger Jahre parteiamtlich festgelegten und staatlich sanktionierten Ziels der «*sozialistischen Modernisierung*» Chinas. Die «*Reformen*» sind lediglich Mittel zur Erreichung dieses Zieles. Indem aber im ganzen Buch die «*Reformen*» in den Mittelpunkt gestellt und zudem weitgehend losgelöst vom konkreten Modernisierungs-Interims- und Endziel betrachtet und analysiert werden, wird der Leser in die Irre geführt. Denn ihm wird suggeriert, das ursprüngliche Ziel der Pekinger Führung sei eine umfassende Reformierung Chinas gewesen, und zwar in Richtung auf eine als völlig offen ange-

sehene Zukunft, die also zum Beispiel in einem liberal-demokratischen Rechtsstaat nach dem Vorbild der USA oder der Schweiz hätte münden können, bevor dann im Juni 1989 «*senile Greise*» (S. 87) «*nicht nur einen politischen und ideologischen, sondern auch einen ökonomischen Wendepunkt*» (S. 61) herbeiführten. Eine ziellose Reform um der Reform willen war indessen niemals das Ziel der massgebenden Kreise in Peking. Nicht einmal der von Thomas Heberer als Kristallisationspunkt «*radikalerer Reform*» (S. 89) bezeichnete *Zhao Ziyang* dürfte solch weitgehende Ziele verfolgt haben, stammt doch von ihm die aus einer Rede vom 28. Januar 1989 überlieferte Aussage «*China kann nicht ein westliches Mehrparteiensystem errichten*» (siehe Ulrich Menzel [Hrsg./9]): *Nachdenken über China* (S. 263). Worum sich alles Sinnen und Trachten der Pekinger Führung drehte und dreht, sind die von Heberer zitierten beiden Modernisierungsziele bis zum Jahre 2000 bzw. bis zur Mitte des 21. Jahrhunderts. Ein vorgängiges Ziel im Rahmen des «*sozialistischen Modernisierungsprogramms*» unter der unantastbaren Führung der Kommunistischen Partei Chinas, nämlich die Verdoppelung des Bruttoproduktionswertes von 1980 bis zum Jahre 1990, ist gemäss chinesischen Angaben bereits erreicht worden. Weil Heberer das Ziel – die «*sozialistische Modernisierung*» mit dem Interimsziel für das Jahr 2000 und dem Fernziel für die Mitte des 21. Jahrhunderts – mit den *Mitteln* wie etwa den «*Reformen*» durcheinanderbringt, unterlaufen ihm unrichtige Lageeinschätzungen wie etwa «*Die Ereignisse vom Juni 1989 haben das Reformprogramm zunächst grundsätzlich in Frage gestellt*» (S. 88) oder «*mit der so häufig proklamierten Sicherheit des Reformkurses ist es jedenfalls vorbei*»

(S. 89). Realitätsfremd sind derartige Einschätzungen deshalb, weil die Ereignisse vom Juni 1989 die genannten konkreten Ziele der «sozialistischen Modernisierung» niemals grundsätzlich in Frage gestellt und es mit der «Sicherheit» des auf die Verwirklichung dieser Ziele gerichteten Kurses mitnichten vorbei ist. Insofern die Realisierung dieser konkreten Ziele Reformen erfordert, werden Reformen weiter durchgeführt werden. So hat der Nationale Volkskongress im Frühjahr 1991 zahlreiche Reformen beschlossen. Nur schon die verschiedenen neuen seit Juni 1989 erlassenen Gesetze, darunter immerhin das erste Urheberrechtsgesetz seit dem Bestehen der VR China (in Kraft seit 1.6.1991) sowie ein neues am 9.4.1991 in Kraft getretenes Zivilprozessgesetz, widerlegen Thomas Heberer. Ihm gelingt es nicht, die offizielle Reformpolitik der *Kommunistischen Partei Chinas*, die auf *Mao Zedongs* 1957 aufgestellter These von den in der «sozialistischen Gesellschaft» fortbestehenden «Grundwidersprüchen» fusst und auf eine «Selbsterneuerung des Sozialismus» hinzielt, von dem Bild zu unterscheiden, das man sich im Westen zu Unrecht von der chinesischen Reformpolitik machte und offenbar weiter macht, und zwar aufgrund der die westliche Chinakunde teilweise seit Jahrhunderten heimsuchenden Neigung zu Projektionen und Wunschvorstellungen. Dass es Kräfte gab und gibt, die den parteioffiziellen Reformbegriff durchbrechen wollen, bewies die «Protestbewegung» (S. 119) vom Frühjahr 1989. Die «systemkritischen Denker» (S. 53), deren Mehrzahl nicht für «die Einführung eines anderen politischen Systems», sondern lediglich für eine «Verbesserung des bestehenden Systems» eintrat (S. 54), hatten nie die Oberhand. Kein Wunder, dass der derzeitige chine-

sische Ministerpräsident *Li Peng* am 22.5.1989 in einer internen Rede betonte, der Generaldesigner der Reform- und Öffnungspolitik sei *Deng Xiaoping*, von dem auch die wichtigsten Polaritäts- und Politnormen (fangzhen zhengce) des «Reformjahrzehnts» stammten. (Siehe: *Xue Wuo Zhongguo* [Blut benetzt China], Hongkong, Juni 1989, S. 85).

Auch einzelne Detailfehler fallen auf. Die Kennzeichnung der «Einheit» (danwei) als der «Grundeinheit, der eine Person arbeits- oder wohnmässig zugehört» (S. 167), geht zu weit. Dörfer werden im Gegensatz zu Heberers Behauptung nicht als «Einheiten» angesehen, worauf gerade der von Heberer zitierte Politologe *Lu Feng* hinweist (*Zhongguo Shehui Kexue*, Beijing Nr. 1/1989, S. 72), Auffassungen wie «das Leben der meisten Chinesen ist eng mit ihrer <Einheit> verbunden» (S. 167) entsprechen daher nicht den Tatsachen. Das chinesische Wort «hukou» ist mit «Wohnberechtigung» (S. 96) nicht adäquat erfasst und sollte auf S. 156 erläutert werden. Von einem «Zivilgesetzbuch» (S. 108) kann in der Volksrepublik China eigentlich nicht gesprochen werden. Der betreffende Rechtserlass heisst «Allgemeine Grundsätze des Zivilrechts». Worthülser wie «Marktstalinismus» (S. 61) oder «Pragmatismus» (z. B. S. 39 f. für die ersten sieben Jahre der Volksrepublik China und S. 51 für das Jahrzehnt 1979-1989) und nicht näher erläuterte Formulierungen wie «proklamatorische Seite der chinesischen Aussenpolitik» (S. 245) tragen eher zur Verwirrung bei.

Von zentraler Bedeutung für jedes tiefgründigere Verständnis der Vorgänge in der Volksrepublik China ist eine klarere Kenntnis dessen, was man in der Volksrepublik China (und nicht in Europa!) unter «Ideologie» versteht, nämlich

in erster Linie einen Katalog von bestimmten Methoden zur Ausübung politischer Führung, als da sind: die Widerspruchsanalyse, die Widerspruchssynthese, die Methode der Setzung und Änderung von Schwerpunkten usw. Von diesen in der Volksrepublik China gängigen Methoden der Analyse und Lösung von Problemen scheinen die Autoren kaum eine Ahnung zu haben. Dies fällt besonders auch in dem an sich klarsichtigen Beitrag Rüdiger Weigelins über die *«ausenpolitischen Dimensionen der Reformpolitik»* (S. 237 ff.) auf.

Gesamthaft gesehen bietet das Buch eine Fülle von wertvollen, aber nicht immer gründlich genug präsentierten Fakten, die überdies in einem Koordinatensystem vermittelt werden, das in wesentlichen Punkten als chinafremd erscheint.

Der von Ulrich Menzel herausgegebene Band *«Nachdenken über China»*² vereinigt 17 Beiträge von ebenso vielen Verfassern. Sie nehmen die Ereignisse von 1989 zum Anlass, *«Bilanz zu ziehen nach 40 Jahren chinesischem Sozialismus und zugleich das bisherige China-Bild einer radikalen Kritik zu unterwerfen»*. Kaum behelligt werden dabei allerdings diejenigen Personen, die *«das bisherige China-Bild»*, zum Beispiel im deutschsprachigen Raum, massgebend geprägt haben. Natürlich ginge es hierbei nicht um eine Kritik an den Personen, sondern an deren Art, China wahrzunehmen und dem Publikum zu präsentieren. Mit Recht schreibt der Bochumer Sinologe Helmut Martin mit Blick auf das vorliegende Buch: *«A recently published volume of essays on post-Tiananmen China reflects the present mood in its title «Rethinking China» which could well be expanded by adding «Re-evaluating our image of China»* (Be-

richte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien Köln, Nr. 33-1990, S. 6). Helmut Martin erwähnt den Saarbrücker Politologen Jürgen Domes, der – offensichtlich nicht zu Unrecht – Sinologen vorwarf *«of having drawn a notoriously enthusiastic and unreal picture during the last decade»*. Eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Bild, das er und seinesgleichen sich von China gemacht hat, unternimmt in dem von Menzel herausgegebenen Buch aber eigentlich nur Gerd Koenen in seinem Beitrag über *«Unsere kleine deutsche Kulturrevolution»* (S. 242 ff.) So interessant diese Ausführungen sein mögen, sie beschränken sich auf das Jahrzehnt der *«Kulturrevolution»* (1966-76). Wiederholte der in den achtziger Jahren gewisse westliche Kreise erfassende Freudentaumel über das *«Reformchina»* etwa den Fehler, den Gerd Koenen dem deutschen Maoismus zuschreibt: er *«hatte fast nichts mit China zu tun»* doch *«kam er unserer eigenen Motivation und Welt-sicht in vielem entgegen»* (S. 242).

In dem von Menzel herausgegebenen Buch finden sich zahlreiche Hinweise auf den Blutzoll, den der Kommunismus, und zwar nicht nur in China, gefordert hat. Dabei wird der Volksrepublik China mehrmals Taiwan als Vorbild empfohlen, was merkwürdig anmutet, weil dort erst *nach* Beendigung des unter einer Einparteienherrschaft bewerkstelligten Wirtschaftsaufbaus, nämlich seit 1986, *«ein allmählicher Reform- und Öffnungsprozess einsetzte»*, worauf Karl Grobe-Hagel und Franz Josef Krücker in ihrem Sammelband³ hinweisen. (S. 157) Besonders befremdlich mutet der Umstand an, dass in keinem der drei Post-Tiananmen-Bücher das Massaker erwähnt wird, das die antikommunistischen Guomindang-Truppen zur

Machtsicherung des Regimes im Frühjahr 1947 in Taiwan angerichtet haben. Nachdem die taiwanesishe Bevölkerung im Oktober 1945 nach dem Ende der japanischen Herrschaft die Ankunft der ersten chinesischen Soldaten und Beamten der Guomindang-Regierung begeistert gefeiert hatte, schlug die Stimmung aufgrund enttäuschter Hoffnungen, politischer Diskriminierung und wirtschaftlicher Not schnell um und führte nach nicht einmal eineinhalb Jahren, durch einen Zwischenfall in Taipeh am 28. Februar 1947 ausgelöst, zu einem Aufstand, der innerhalb weniger Tage die gesamte Insel erfasste. Jürgen Domes schreibt über die Zahl der Opfer: *«In einem Bluttausch wurden 86 Soldaten, Polizisten und Beamte sowie 304 vom Festland gekommene Zivilisten ermordet, 326 Amtspersonen und 1550 Zivilisten verwundet... den aufständischen Organisationen gelang es nicht, die Hafenstädte Chilung und Kaohsiung vollständig unter ihre Kontrolle zu bringen, so dass die Regierungstruppen dort landen konnten. Sie nahmen grausame Rache, mindestens 4200 Aufständische wurden – meist ohne auch nur den Anschein eines Gerichtsverfahrens niedergemacht.»* (in: Taiwan im Wandel, Bern 1982, S. 103) Bis zum heutigen Tage sind die exakten Verluste an Menschenleben jenes im Westen bislang mit recht viel Diskretion behandelten Aufstandes nicht genau geklärt. In der ersten umfassenden deutschsprachigen Untersuchung⁴ *«des bedeutendsten Ereignisses in der neueren Geschichte Taiwans»* wird eine Schätzung, wonach allein unter den Taiwanesen zwischen 5000 und 10000 Menschen ums Leben gekommen seien, als wahrscheinlich bezeichnet. Von *«möglicherweise 8000 Toten»* sprechen Lai Tse-han, Ramon H. Myers und Wei Wou⁵. Die brutale Niederschlagung des

Volksaufstandes durch Truppen der Zentralregierung unter der Führung der «Volkspartei» («Guomindang») und die anschliessenden Säuberungen begründeten den bis heute nicht ganz überwundenen Gegensatz zwischen alteingesessenen Taiwanesen und den nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Festland eingewanderten Chinesen. Gemäss einem am 28. Februar 1992 veröffentlichten taiwanesischen Regierungsbericht hinterliess der *«Zwischenfall vom 28. Februar 1947»* eine *«historische Wunde»* und säte wechselseitiges Misstrauen zwischen der vom Festlandchina gekommenen Guomindang-Regierung und den – die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ausmachenden – Taiwan-Chinesen⁶. In dem besagten Bericht bekennt sich übrigens die Guomindang-Regierung erstmals zu ihrem Fehlverhalten bei jenem *«Zwischenfall»* – 45 Jahre danach! Trotz dieser schweren Hypothek und der nie ganz überwundenen tiefen Kluft zu grossen Teilen der Bevölkerung vermochte die bis vor wenigen Jahren autoritäre Taiwan-Regierung einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung herbeizuführen, der die mehr als zwanzig Autoren der drei China-Bände^{1,2,3} offenbar derart beeindruckt, dass sie das Massaker von 1947 mit Stillschweigen übergehen. Allein schon dieses Detail westlicher *«Vergesslichkeit»* deutet an, wie schwierig es für manche China-Betrachter zu sein scheint, China nicht in einseitiger, sondern in multiperspektivischer Weise zu erfassen.

Das von Karl Grobe-Hagel und Franz-Josef Krücker herausgegebene Buch *«Der kurze Frühling von Peking»* zeichnet sich dadurch aus, dass es als einziges der drei rezensierten Werke auf die listige Dimension chinesischer Politik hinweist. (S. 19, 190) Die 11 Beiträge von 9 Autoren sind ansonsten ebenfalls

durch eine allzu westliche, der chinesischen Realität eher abgewandte Perspektive gekennzeichnet. Dazu treten einzelne Fehlinformationen wie etwa über angebliche Schranken der Befugnis des Staatsrates zur Verhängung des Kriegsrechts. (S.28) Daneben finden sich aber – wie natürlich auch in dem von Menzel herausgegebenen Werk – viele zutreffende Bemerkungen wie zum Beispiel: «Deng zum *Pragmatiker* zu machen, war ein Wunschdenken der ersten Stunde, als die Weltöffentlichkeit sich darüber freute, mit China wieder rechnen zu können... Deng ist... von seinen Ausgangspositionen kaum abgerückt.» (S.130) Noch klarsichtiger schreibt Eberhard Sandschneider in «Nachdenken über China»: «Bei der derzeitigen chinesischen Politik handelt es sich nicht um eine grundsätzliche Verschiebung der Prioritäten, sondern um die... mit letzter Konsequenz betriebene Anwendung einer längst formulierten Politik. So gesehen ist Deng weder der liberale Reformers noch der von Senilität geschlagene Gerontokrat – er ist ein kommunistischer Parteiführer, der an seinen klar formulierten Prinzipien festhält.» (S.90) Und noch einer Feststellung Sandschneiders ist zuzustimmen: «Man täte... besser dar-

an, Politiker und die Politik, für die sie stehen, so zu sehen, wie sie sind und nicht so, wie man sie gerne hätte.» (S.90) Leider enthält keines der drei Werke irgendwelche Hinweise darauf, wie dieses Postulat bei der künftigen China-Betrachtung allgemein besser in die Tat umgesetzt werden könnte.

Harro von Senger

¹Thomas Heberer, Rüdiger Weigelin (Hrsg.): Xiandaihua. Versuch einer Modernisierung. Entwicklungsprobleme der Volksrepublik China, Horlemann Verlag, Unkel/Rhein und Bad Honnef 1990, 255 S. – ²Ulrich Menzel (Hrsg.): Nachdenken über China, edition suhrkamp NF 602, Frankfurt am Main 1990. – ³Karl Grobe-Hagel, Franz-Josef Krücker: Der kurze Frühling von Peking. Die chinesische Demokratiebewegung und der Machtkampf der Partei, Fischer Taschenbücher, Sachbuch 1480, Frankfurt am Main 1990. – ⁴Günter Whittome: Taiwan 1947: Der Aufstand gegen die Kuomintang, Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Nr. 196, Hamburg 1991. – ⁵Lai Tse-han, Ramon H. Myers, Wei Wou: A Tragic Beginning: The Taiwan Uprising of February 28, 1947, Stanford University Press 1991. – ⁶Report says officials to blame for «2-28», in: The China Post, Taipeh 11. Februar 1992; Report blames Feb 28 incident on opportunistic officials, in: The China News, 11. Februar 1992.

Hinweise

«Der Freimaurer Wolfgang Amadé Mozart»

Dass Mozart Freimaurer war, ist bekannt. Die Bedeutung dieses Umstandes für seine Biographie und mehr noch für seine Kunst ist umstritten, und zudem geistern – offensichtlich wegen des

Geheimbundcharakters des Logenwesens – allerlei Legenden und Gerüchte namentlich um die letzte Lebenszeit des Komponisten. In der Literatur jedenfalls wird die Zugehörigkeit Mozarts zur Loge «Zur Wohltätigkeit» eher heruntergespielt und zum Beispiel auch bezweifelt, dass etwa die «Zauberflöte» so

etwas wie eine «Freimaurerkantate» sei. Nun aber liegt ein Buch vor, das – gestützt auf gründliche Kenntnis einschlägiger Dokumente sowie auf jüngere Forschungsergebnisse – den Beweis zu erbringen sich vornimmt, dass «*der Mensch und Musiker Mozart nicht vom Freimaurer Mozart zu trennen ist*». Der Autor dieses reich und schön bebilderten Werkes, *Harald Strelbel*, ist selber Freimaurer; seinem Bedürfnis, das Genie als Bruder herauszustellen, steht allerhand Sachkenntnis und vor allem der Zugriff auf einen reichen Fundus freimaurerischer Quellen zur Seite, die im Anhang im Wortlaut und zum Teil in Faksimile wiedergegeben sind. Strelbel hat Musik studiert und war im In- und Ausland als Orchestermusiker tätig. Sein Buch gliedert sich in kleinere Kapitel, jedes durch Anmerkungen und Verweise ergänzt. Besonders wertvoll sind

die Ausführungen über Mozarts Freundeskreis in Wien und in Prag und dann natürlich die Abschnitte, die sich Mozarts «*maurerischem Musikschaffen*» zuwenden. Bei der Bedeutung, die der Freimaurerei zur Zeit der Aufklärung und besonders am Ende des 18. Jahrhunderts zukam, verwundert es nicht, dass zahlreiche Tonkünstler für Logen Aufträge angenommen haben. Unter ihnen wiederum gibt es viele, die dem Bunde selbst angehörten, so auch Joseph Haydn. Die Zahl der Kompositionen, die Strelbel als Mozarts Arbeiten für die feierlichen Sitzungen aufzählt, ist gross. Neben der bekannten «*Maurerischen Trauermusik*» für Orchester gibt es weitere Instrumentalwerke, ferner Lieder, Kantaten und szenische Werke, neben der «*Zauberflöte*» noch «*Thamos, König in Ägypten*» und «*Das Lied der Freiheit*». Von einigen weiss man, dass

Ideen mit Butter

The advertisement features a collection of butter products and ingredients. In the foreground, there is a round butter dish with a lid. Behind it, several butter packages are displayed: 'KRAÜTER-BUTTER' (with 'BEURRE AUX HERBES' and 'BURRO CON ERBE' listed), 'GROTTO Knoblauch-Butter' (with 'Burro all'aglio' listed), and 'Innerschwizer Semme-Anke' (with 'aus Innerschweizer Milchenerzeugnissen' listed). A small block of butter and a whole onion are also visible. The background includes some greenery. The logo for 'Butterzentrale Luzern' is in the bottom right corner.

Butterzentrale Luzern

es sie gab, obgleich die Partituren verschollen sind. Kurzum, es gelingt Strelbel, die Bedeutung sowohl der gesellschaftlichen Einflüsse und der Freundschaftsbeziehungen wie auch der ideellen Werte der Freimaurerei für Mozart und sein musikalisches Schaffen durch eine Fülle von Zeugnissen zu belegen. Dass er auf problematischere Seiten des Ordenswesens weniger eingeht, ist ihm nicht zu verargen. Es kommt indessen nicht von ungefähr, dass Kaiser Joseph II. 1785 ein Edikt gegen die «Geheimbünde» erliess und nur noch in den Landeshauptstädten Sammellogen zuließ. Die Monarchen, sie mochten so aufgeklärten Geistes wie Joseph II. sein, witterten einen Staat im Staate, vielleicht gar subversive Umtriebe, und tatsächlich gab es nach der Französischen Revolution eine «Verschwörungstheorie», die den Geheimbünden die Verantwortung für die Ereignisse in Frankreich zuschob. Mozart ist der Freimaurerei auch nach dem kaiserlichen Erlass treu geblieben (*Rothenhäusler Verlag, Stäfa 1991*).

«Hinterlegte Botschaften»

In der vorliegenden Studie, die aus einer Marburger Dissertation hervorge-



gangen ist, untersucht *Madeleine Marti*, «*wie deutschsprachige Autorinnen den schwierigen Prozess zwischen dem Autonomiestreben lesbischer Frauen und der Anpassung an heterosexuelle Normen ästhetisch umsetzen*». Die Verfasserin versteht ihre Arbeit als einen Beitrag zur feministischen Literaturwissenschaft, was für sie bedeutet, dass sie Front macht gegen Diskriminierungen, Stigmatisierungen und Tabuisierungen, die sie kurzerhand zu Prämissen ihres Vorhabens erklärt. Daran sind Zweifel mehr als angebracht; es gibt konkrete Beispiele, die dagegen anzuführen wären. Verdienstvoll ist trotzdem, was Madeleine Marti an Einzelfällen von Marlen Haushofer bis Christa Reinig aus der deutschsprachigen Literatur seit 1945 vorführt. Weitere besprochene Autorinnen sind: Ingeborg Bachmann, Johanna Moosdorf, Marlene Stenten, Judith Offenbach, Waldtraud Lewin und Gertrud Wilker. Die Verfasserin rügt, dass der Literaturbetrieb klar von Männern beherrscht sei; aber sie erwähnt doch gleicherweise auch, dass zum Beispiel die ganz aus Männern zusammengesetzte Jury des Bremer Literaturpreises 1955 Ilse Aichinger, 1957 Ingeborg Bachmann, 1964 Christa Reinig und 1968 Helga M. Novak ausgezeichnet hat, denen Gabriele Wohmann und Christa Wolf folgten. In der Reihe der Preisträger sind die Frauen keine Alibi-Minderheit. Der Hauptteil der Untersuchung besteht in zusammenfassenden Darstellungen der acht Autorinnen und ihrer Werke, die – als herausragende Beispiele – lesbische Thematik gestalten. Damit betritt Madeleine Marti in der neuern Literaturwissenschaft Neuland. (*M. & P. Verlag für Wissenschaft und Forschung, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag, Stuttgart 1991*).